

# Aussicht auf ein sorgenfreies Leben

Festlicher Opernabend „Musik zur Freiheit“ mit Solisten, Chor und Orchester im Heidelberger Opernzelt

Von Rainer Köhl

„Mut zur Freiheit“ lautet das Spielzeitmotto des Heidelberger Theaters auch für diese Saison, ein Abend mit „Musik zur Freiheit“ hatte nun im Opernzelt Premiere. Ein „Festlicher Opernabend“, bei dem das Philharmonische Orchester Heidelberg unter der Leitung von Dieter Holm, Chor und Extrachor des Theaters sowie fast das gesamte Heidelberger Solistenensemble Arien und Chorstücke präsentieren.

Aufgrund von städtischen Sparauflagen musste auf eine ursprünglich geplante Opernproduktion verzichtet werden. Doch der konzertante Opernabend war eine gute Gelegenheit, einige neue Ensemblemitglieder ins Rampenlicht zu stellen.

Eine „Hammerarie“ versprach Operndirektor Joscha Schaback in seiner Moderation, als er die Arie des Tonio aus Donizettis „Regimentstochter“ ankündigte: Eleazar Rodriguez brillierte, als er neun hohe Cs absolut unangestrengt in den Bühnenhimmel schickte und mit angenehm gefärbtem, schlankem Tenor rundum überzeugte.

Auch Alexandra Steiner konnte großen Beifall ernten mit der schwungvoll gesungenen Walzer-Arie der Juliette aus Gounods „Roméo et Juliette“. Stärkste Eindrücke hinterließ daneben Hye-Sung Na, die wie am Seidenfaden aufgezogene, kostbare vokale Perlen in dem Duett Leila/Nadir aus Bizets „Perlenfischern“ blinken ließ. Fein glitzernde Töne von großer Reinheit fügte sie dabei an den kernig wohlgeintonen Tenor von Aaron Judisch. Dieser zeigte seine große gestalterische Klasse danach in dem Monolog des Albert aus Britzens „Albert Herring“.

Um persönliche und politische Freiheit kreiste der Abend, und das passten auch Rezitativ und Arie der Konstanze aus Mozarts „Entführung“ bestens. Für die erkrankte Silke Schwarz sang Eleonore Marguerre mit silbrig strahlendem un-



Komödiantisches Talent zeigte Carolyn Frank beim Opernabend im Opernzelt. Foto: Stefan Kresin

anreicherndem Sopran. Der Abend bot indes nicht nur „Greatest Hits“, sondern auch unbekanntere Nummern aus Opern wie „Il Guarany“ von Carlos Gomes. Aus diesem Werk, das eine Art Gründungsmythos eines neuen Brasiliens, jenseits seiner kolonialen Vorgeschichte, beschreibt, sang Amadeu Tasca die Canzone des Abenteurers Gonzales: schwungvoll im kämpferischen Dreier-Rhythmus, stimmlich noch nicht ganz befreit, sang er von der Aussicht auf ein Leben ohne Sorge. Sein Bariton klang nach der Pause viel ge-

schmeidiger, als er bei einer weiteren Rarität mitwirkte, dem Terzett aus Cherubinis „Wasserträger“.

Revolutionären Schwung brachte das Orchester dabei reichlich hinein. Herrlich schwellende, süffig ausladende Klänge entwickelte es auch zum Schlussgesang des Paul aus Korngolds „Die tote Stadt“. Winfrid Mikus zeigte ein besonderes Faible für diese Musik und sang mit hymnisch visionären, weitgeschwungenen Bögen. Indes bietet solch ein Arienabend nicht immer ideale Besetzungen auf. Das

zeigte das berühmte „Freiheitsduett“ aus Verdis „Don Carlos“, bei dem Mikus in der Höhe zu angestrengt und der Bassbariton Lucas Harbour für die Baritonpartie zu schwerfällig klangen.

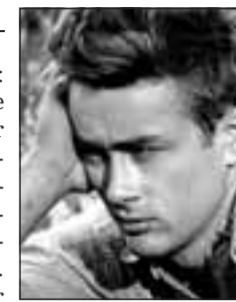
Zuvor hatte Harbour einen Solo-Auftritt mit der Arie des Gérard aus Giordanos „Andrea Chenier“, dem Paradebeispiel einer Freiheitsoper. Mit aller Kraft steigerte er sich dabei hinein, stark grimassierend und etwas stark forzierend. Aus der gleichen Oper sang Hye-Sung Na „La mamma morta“, entwickelte starke dramatische Unbedingtheit neben schön leuchtender Innigkeit. Ihr komödiantisches Talent hatte Carolyn Frank vielfach gezeigt, nun sorgte sie bei Bernsteins „Trouble in Tahiti“ für Vergnügen, wobei das Orchester eine lustvoll turbulente und farbenreiche Szenerie entwarf.

Der Opernchor bereicherte den Abend mit einem stimmungsvollen „patria oppressa“, und beim Finale von Rossinis „Wilhelm Tell“ befand sich das ganze Ensemble auf der Bühne, ebenso bei der Zugabe, dem unverwüstlichen „Brindisi“ aus „La Traviata“. Der Festliche Opernabend wird noch zwei Mal wiederholt – am 23. Februar und am 3. März.

## Der rebellische Gigant

James Dean wäre heute 80 Jahre alt geworden

Von Chris Melze



James Dean.

James Dean (Foto: Archiv) hätte heute als fast vergessener Star einen Gastauftritt im „Dschungelcamp“ haben können. Doch Legenden sterben jung. Der Schauspieler bleibt als immer jugendlicher Rebell in Erinnerung. Heute wäre er 80 Jahre alt geworden.

„Jenseits von Eden“, „...denn sie wissen nicht, was sie tun“ und „Giganten“ begründen seinen Ruhm. In den Jahren davor gab's für ihn nur Gastauftritte im Fernsehen. Einmal spielt er an der Seite Ronald Reagans einen kleinen Ganoven, Reagan einen Arzt, der den bewaffneten Halbstarken schließlich bezwingt. Dean verliert, sieht dabei aber viel besser aus als der Gewinner – die Vorlage für sein ganzes Leben.

James Dean zeigte schon früh seine Begabung. Kaum konnte er laufen, besuchte er schon eine Schauspielschule, lernte Geige und trat mit fünf Jahren als Steptänzer auf – heute vermutlich längst als gefeiertes „Supertalent“. Doch Deans Leben war eine Achterbahnfahrt. Nach Erfolgen kamen Niederlagen, nach Exzessen Depressionen. Dean wurde ein Star.

Obwohl er alles hatte, wirkte er unglücklich, getrieben – und genau das traf den Nerv der Zeit, lange vor dem Aufbruch eines John F. Kennedy. Die Mutprobe, in der er und sein Kontrahent in gestohlenen Autos auf eine Klippe zurasen, schrieb Filmgeschichte. In einem silbernen Spyder verunglückt er am 30. September 1955 tödlich. Den Erfolg von zwei seiner drei Filme erlebte er nicht mehr.

### KULTUR KOMPAKT

#### Loest greift Christa Wolf an

Der Schriftsteller Erich Loest hat seine Kollegin Christa Wolf für ihre Haltung zur DDR kritisiert. „Wer die DDR reformieren wollte, wollte sie erhalten, wer die DDR erhalten wollte, wollte die Deutsche Einheit nicht. So einfach ist das“, sagte Loest (84) am Montag in Dresden. In Kürze wird ein Tagebuch von ihm veröffentlicht.

#### Beirat für Kulturelle Bildung

Der Heidelberger Intendant Peter Spuhler wurde von den Kunst- und Kultusministerien des Landes in den neu gegründeten Beirat für Kulturelle Bildung berufen. Ebenfalls berufen wurde Brigitte Dethier, Leiterin des Jungen Ensembles Stuttgart. Der Beirat berät und begleitet die Landesregierung Baden-Württemberg bei der Kulturkonzeption „Kultur 2020“ und weiteren Projekten.

#### Die Chronisten-Pflicht

Das auf dieser Seite besprochene Stück „die unvermeidlichen“ wurde von der 1971 in Salzburg geborenen, mehrfach preisgekrönten Autorin Kathrin Röggla geschrieben. Inszeniert wurde die Uraufführung von dem ebenfalls mehrfach preisgekrönten Regisseur Marcus Lobbes.

## Jeder lamentiert für sich allein

Uraufführung des Stücks „die unvermeidlichen“ im Studio des Nationaltheaters Mannheim

Von Volker Oesterreich

Es gibt Tage, an denen man in den Dramaturgien so mancher Theater seufzen mag: „Ach, wäre doch dieser Uraufführungskelch an uns vorüber gegangen!“ Eine Katerstimmung dieser Art wird vermutlich am Morgen nach den „unvermeidlichen“ geherrscht haben. Der flau Schlussapplaus war nach dem 70-minütigen Quicky zu Ende, bevor er richtig begonnen hatte. Weder die Autorin, noch der Regisseur stellten sich im Studio des Nationaltheaters Mannheim dem auf Sitzkissen kauernenden Publikum, weshalb es gestattet sei, an dieser Stelle ihre Namen unter dem Deckmäntelchen des Schweigens zu verbergen.

Auch die sechs Schauspieler (Isabelle Barth, Sabine Fürst, Jenny König, Jacques Malan, Sven Priezt und Sascha Tuxhorn) konnten sich nicht verbeugen, da sie nach den letzten Worten von zwei Bühnenarbeitern in ihren großen Sperrholz-Sarg eingesperrt wurden, der zuvor eine karge Kabine für Konferenz-Dolmetscher mit sechs Monitoren davor symbolisieren sollte (Bühnenbild: Christoph Ernst). Insofern stimmig, als „die unvermeidlichen“ von den oft menschenunwür-

digen und stressigen Arbeitsbedingungen dieser Berufsgruppe bei internationalen Konferenzen handelt. Davon, dass es in den Übersetzer-Kabinen stückig ist. Dass sich die Politiker im Stacheldrahtverhau ihres Parlandos verfangen. Dass sie schreckliche Fach-Termini wie „Destrukturierungsgesetz“ oder „Transaktionssteuer“ benutzen. Dass man nach Vier-Augen-Gesprächen zur Diskretion verdammt sei. Kurzum: Dass man als Konferenz-Dolmetscher zwar unvermeidlich sei, aber zum Fußvolk der globalisierten Welt gehöre und in Krisengebieten nicht einmal Schutzwesten bekomme.

Die Crux an dem Stück: Es entbehrt jeder Dramatik, selbst dann, wenn die Chinesin gemobbt wird oder sich der Spanier als alter Hase aufplustert. Bei der Lektüre glaubt man zunächst, es könnten sich Chor-Szenen entwickeln, aber dem ist nicht so. Jeder lamentiert für sich allein, bekommt aber trotzdem kein individuelles Profil. Der eigentliche dramatische Widerpart des Dolmetscher-Kollektivs – sprich: die Politiker, Referenten und Konferenz-Experten – bleibt unsichtbar wie Godot. Entstanden sind „die unvermeidlichen“ als Auftragswerk der „Frankfurter Positionen 2011“. Warum



Am Boden zerstört: Sabine Fürst in „die unvermeidlichen“. Foto: Christian Kleiner

man diese Petitesse nach Mannheim geholt hat, ist nicht klar. Schwamm drüber. > **Post Scriptum:** Um der Chronisten-Pflicht Genüge zu tun, finden sich die Namen der Autorin und des Regisseurs an anderer Stelle auf dieser Seite.

Info: Die nächsten Aufführungen: 19. Februar, 1., 11. und 20. März. Kartentelefon: 0621 / 1680-150. www.nationaltheater-mannheim.de

## Viele Anspielungen auf kleinen Holztafeln

„Second sex“ – Die ganze Welt der Unterschiede zwischen Mann und Frau – Roxy Walsh in der Mannheimer Galerie Zimmermann

Von Milan Chlumsky

Ein großer Teil der Wörter, die wir jeden Tag verwenden, beziehen sich auf „nicht anwesende“ Dinge, ja die meisten unserer sprachlichen Leistungen haben mit der Absenz der Objekte zu tun. Die englische Malerin Roxy Walsh, von deren delikaten Aquarellblättern die britische Presse seit beinahe 20 Jahren schwärmt, versucht mit ihrer feingliedrigen Malerei eben diese Abwesenheit auszudrücken, auf die die Worte hinweisen. Oder vielmehr: Sie schafft einen „Erwartungsraum“, in dem diese abwesenden Dinge zum Vorschein kommen können.

Roxy Walsh deutet dann nicht nur die Objekte selbst an, sondern schreibt auch jene leicht außerhalb des Kontextes stehenden Worte, die eine poetische Atmosphäre evozieren. So etwa in ihren Bildserien „Lady Watercolourist at Home“, „Felix Culpa“ oder auch „The Bird from my Mouth“.

Die englische Kritik sieht hier einen tiefen Unterschied zwischen unserer visuellen Erwartungshaltung und der abweichenden Richtung der Worte, die den poe-



Roxy Walsh bewegt sich virtuos zwischen Bild und Sprache. Foto: Chlumsky

tischen Raum bilden. Roxy Walsh – Frau des Malers Mark Fairnington, der ebenfalls von der Galerie Zimmermann vertreten wird – malte ihre neueste Serie „Second sex“, die jetzt in Mannheim zu sehen ist, auf Holztafeln, so klein wie Postkarten. Darin thematisiert sie die ganze

Welt der Anspielungen auf die Unterschiede zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht.

Oft sehen ihre sehr farbigen Holztafeln aus, als seien sie von Graffiti auf Toiletten oder verschlungenen Orten wie Unterführungen inspiriert worden. Manch-

mal weisen sie auf einen Traum und seine möglichen Deutungen hin – nicht jedoch im Sinne von Sigmund Freud, sondern eher als Symbole einer besonderen Malersprache und auch der englischen Sprache selbst. In England spricht man in diesem Zusammenhang von „figurative speech“, einer figurativen Sprache, genauso wie etwa von der figurativen Malerei.

Mit Sicherheit hat es der nicht muttersprachliche Betrachter schwer, sämtliche Details dieser Malerei richtig zu deuten. So kann „Second sex“ vielfältige Bedeutungen haben – man kann daher vom „missing link“ sprechen und muss sich damit begnügen, darin eine besondere Variante der „new british art“ zu sehen.

Der Galerie Zimmermann in Mannheim gebührt das Verdienst, als erste deutsche Galerie Roxy Walsh in Deutschland zu zeigen und erneut auf die große Bandbreite der aktuellen britischen Kunstszene hinzuweisen.

Info: Roxy Walsh, „Second Sex“, Galerie Zimmermann in Mannheim, bis 12. Februar. Internet: www.galerie-zimmermann.de

## Der warme Ton der Traverse

„Musica ad Rhenum“ im Schwetzingen Rokokotheater

Von Matthias Roth

Der Cembalist war verhindert: In Kairo wurde er verletzt und aufgehalten. Doch weder das Ensemble noch das veranstaltende Heidelberger Theater ließen sich entmutigen, und so fand das Konzert des Ensembles „Musica ad Rhenum“ aus Amsterdam im Rahmen des Festivals „Winter in Schwetzingen“ dann doch statt, mit leicht geändertem Programm.

Kollege Marijn Slappendel sprang ein, ebenfalls aus Holland, in Utrecht ausgebildet, dann von Bob van Asperen am Cembalo unterwiesen: Ein Köhner des barocken Repertoires mit feinem Nuancenspieler.

Gegründet wurde und vom Instrument aus geleitet wird das Quartett von dem Traversflötisten Jed Wentz. Er wurde in den USA geboren, ist aber seit langem in Amsterdam zuhause. Er spielte mit „Musica Antiqua Köln“ und gründete 1992 sein eigenes Ensemble „Musica ad Rhenum“, das sich mit Werken des 17. und 18. Jahrhunderts befasst. Er folgt nicht sklavisch den Erkenntnissen der „Historischen Aufführungspraxis“, wie sie vor mehr als 20 Jahren gewonnen wurden, sondern betreibt selbst Quellenstudien und setzt Maßstäbe im praktischen Musizieren von alter Musik unter den Prämissen ihrer Entstehungszeit.

Händels Flötensonate e-moll etwa war ein inniges Plädoyer für den warmen Ton der Traverseflöte, die man von einem berühmten Gemälde des Kurfürsten Karl Theodor her kennt, der sie selbst spielte. Selbst Musikwissenschaftler können da beim Hören manchmal mehr lernen als zuhause am Schreibtisch: über Verzierungskunst, Artikulation oder das Zusammenspiel mit anderen Instrumenten.

Oder auch in der Frage, ob die Sätze aus Bachs Suiten für Solocello etwa noch Tanzsätze wären oder doch eher so etwas wie abstrakte Destillate von Tanz-Musik. Der Cellist des Ensembles, Job ter Haar, ließ keinen Zweifel daran, dass auch bei Bach zu Allemande und Courante, Gavotte und Gigue durchaus getanzt werden könnte – wenn man heute noch wüsste, wie die korrekte Schrittfolge abließ.

Job ter Haar weiß das sicher und auch, dass die Sarabande heute gern zu langsam und „meditativ“ gespielt wird – im krassen Gegensatz zum einstmals besonders aufreizenden (und zeitweise verbotenen) Tanz. Die unterschiedlichen Registerfarben der (Original-) Instrumente, etwa auch der verschiedenen Saiten bei Geige und Cello, empfand man dabei als große Bereicherung der Klangpalette.